

Werk in der Tischlade begrub? Braust nicht der hellste Lebensstrom durch das Bildnis des jungen Goethe und liegt nicht all seine Weisheit und Betrachtungsstille in Goethes wundergroßen klaren Greisenaugen? Lest nur in den Bildnissen der Dichter und ihr findet drin ihre Biographie.

Auch das Bildnis des jungen Gerhart Hauptmann enthält seine Jugend und sein Wesen. Schon das rein Aeußerliche, mit dem er angetan, ist verräterisch. Ehedem trugen sich die Dichter „dichterisch“. Noch Heine und Wilbrandt prangten im Lockenglanz und romantischen Hut. Der junge Hauptmann ging ohne Firtlesanz: kurzgeschchnittene Haare, keine Krawattenkokeretterie, das einzig Bemerkenswerte eine hochgeschlossene Bluse. Arbeitsbluse? Vielleicht das letzte Restchen der Bildhauertracht. (Der junge Hauptmann war Plastiker.) Auf den ersten Blick macht diese hochgeschlossene, schmucklose Bluse einen geistlichen Eindruck. Halb Arbeiter, halb Seesforger — ziemt nicht dem Dichter von heut' gerade diese Tracht? Man sieht es diesem einfachen Gesicht an, daß es sich sein Kleid nicht erst gesucht hat, es wurde unwillkürlich gefunden. Ein Bedürfnis nach Schlichtheit, und dennoch Würde spricht aus dieser Tracht. (Beiläufig: der Arbeiter, der Selbstvertrauen hat, müßte die Bluse auch zu seinem Festkleid machen; der Sonntagsrock des Arbeiters sollte nicht die Eleganz des Bürgers nachahmen.) Unwillkürlich liegt in dieser protestantischen Einfachheit auch ein priesterlicher Zug.

In dieser Schlichtheit des Anzuges spricht dieses blanke Jünglingsgesicht um so berebter. Seht doch die edle Sanftmut dieser Züge: zwei helle Augen unter schwachen Brauen, Augen, die nicht zürnen können. Eine faltlose Stirn, die so glatt und hoch ist, als hätte sie sich nie in Zorn zusammengezogen. Und ein weicher, fußselliger Mund, auf dem immer noch ein unverlierbares, ganz schwaches Lächeln der Erinnerung übriggeblieben ist. Die Zartheit, Milde, Allgüte des Dichters, dem die Lektüre eines Buches über die schlesische Leinenindustrie das Bild der leidenden Weberbrüder gab, ist aus diesem leidvoll sanften Angesicht zu lesen. So ähnlich stelle ich mir auch den Lehrer Gottwald vor, den einzigen, der das verprügelte Hannele auf starken Armen sanft und väterlich ins Obdach trägt. Das arme kleine Matternkind verwechselt in ihren Träumen den lieben jungen Lehrer mit dem schönen Herrn Jesus. Wahrhaftig: ein priesterlicher Zug liegt auch in diesem Gesicht Gerharts, so könnte auch ein vergeistigter Pfarrer von Kirchfeld aussehen.

Ohne Härte ist dieses Jugendantlitz. So steht ein Versöhner drein, ein liebreicher Mittler. Einer, der, wie Johannes Vockerath, nicht den Mut zur Grausamkeit hat, einer, der nicht schroff „Nein“ sagen kann, einer, hinter dessen hoher Stirn immer zwei Welten leben. Diese Stirn ist noch höher geworden und ihre prachtvolle Wölbung wird heute nicht mehr von Jünglingshaar verborgen. Aber zwei Welten leben da noch immer nebeneinander: Käthe Vockerath und Anna Mahr, Rautendelein und die Frau mit den Tränenkrüglein, die Welt der tanzenden Pippa und die Welt der Waschfrau Wolffen, die Welt des religiösen Träumers Quint und die

Berliner Wirklichkeit, die von Ratten unternagt ist. Und immer noch müht sich Gerhart Hauptmann, ein Mittler zwischen zwei Welten zu sein.

Der junge Gerhart Hauptmann lächelt schwach. Sein Auge sieht „sanftmütig-unerbittlich“ in die Kontraste dieser Welt, doch sein Mund lächelt schwach. Ein frommer Versöhnungswunsch liegt auf diesen Lippen, kein Kämpferwille. Aber das unbeirrt schauende Auge gibt sich den Gegensätzen des Lebens lyrisch-verweilend hin. Es ist etwas Fatalistisches, Quietistisches in diesem Lächeln. Der Enkel verhungerrnder Weber, die nur mittels verzückter Religiosität das Erdenelend ertragen konnten, lächelt so. Es ist ein schwaches, aus tiefster Not geborenes Lächeln. So müde hat vielleicht Graf Starshenski in seiner Einsamkeit zuletzt gelächelt, so lächelte der geschickteste Florian Geyer.

Das Gesicht des Dichters erzählt, Gerhart Hauptmann erzählt in tiefstem Ernst! Dies ist das letzte, was ihr aus diesem Antlitz ohne Grimasse lesen könnt: wie e r n st und g e r a d e dieser Dichter schaut! Aus anderen Gesichtern kann man Spitzbüberei oder Pathos, ein Richern voll Zweifel oder gar ein Lachen über die ganze Welt lesen. Dieser junge Dichter war voll tiefstem Ernst, und um seines Ernstes willen ward er geliebt.

---

## Sermann Bahr / Walt Whitman.

Whitman stammt väterlich und mütterlich von Quäkern ab. Der Schuster George Fog, der Stifter dieser Sekte, war 1672 nach Amerika gegangen und Walt fand als Kind die Erinnerung an den starken Mann noch überall lebendig. Fog hat alle Kirchen, jede Form des Glaubens verschmäht, ihm bestand aller Glaube nur in der inneren Erregung, Religion war ihm das Hórchen auf die Stimme des eigenen Gewissens, auf das innere Geseß. Sucht die Wahrheit nirgends als in euch selbst, war sein Spruch. Das „innere Licht“ galt ihm mehr als die Schrift, ja selbst mehr als Christus. Deshalb nannten sich die Bekenner seiner Lehre „Kinder des Lichts“. Es waren unnachgiebige, strenge Menschen von einfacher Lebensart, Feinde des Trunkes, des Krieges und jeder Knechtschaft, die vor keinem Menschen den Hut zogen oder das Knie beugten, zu jedem Menschen Du sagten und Inschriften auf ihren Grabsteinen nicht litten. Als ein solches Kind des Lichts wuchs Whitman auf und er ist es bis in den Tod geblieben.

Sein Vater, ein gewaltig großer Mann von gelassener und schweigsamer Art, friedfertig, aber, wenn er gereizt wurde, von unbändiger Heftigkeit, hatte eine kleine Farm und war dazu Zimmermann. Seine Frau hat kaum zur Not schreiben können, aber sie muß, wie Walt sie schildert, eine innere Sonnenwärme und eine fast magnetische Macht über Menschen gehabt haben. Walt war zuerst ein Gassenbub, dann Schreiber bei einem Advokaten, Laufbursche bei einem Arzt, Seherjunge, Schulgehilfe, auf einmal aber, noch nicht Zwanzig alt, Herausgeber einer Zeitung, die er selbst schrieb, selbst setzte, selbst austrug; wenn aber der

liebe Sommer kam, zog er immer wieder vor, sich zur Landarbeit zu verdingen. Später, im Krieg, ist er Krankenpfleger gewesen, nachher Beamter im Ministerium, und schließlich verhalfen ihm Freunde, sein eigenes Haus zu haben und unbesorgt leben zu können.

So viele Berufe hat er ausgeübt, nur den eines Schriftstellers oder Dichters nie. Nie hat er dafür gelebt, Gedichte oder Kunstwerke zu liefern, sondern diese sind ihm entstanden, sie waren auf einmal da, zu seiner eigenen Verwunderung. Wie bei Dilettanten. Oder auch wie bei Goethe. Er hat niemals ein Werk verfaßt. Er schrieb Gedichte, wie man ein Tagebuch schreibt, um darin sein Leben festzuhalten und daran besser inne zu werden, was man selbst denn eigentlich ist und will und soll. Ein solches Tagebuch sind seine „Grashalme“. Da steht aufgeschrieben, was dem Walt Whitman in seinem Leben wichtig vorgekommen ist. Weil er aber kein vereinzelter Mensch war, sondern ein allgemeiner, so steht da alles, was für seine Nation wichtig gewesen ist. Ganz wie im Homer, mit dem man ihn oft verglichen hat.

Wenn man bei uns zuweilen sagen hört, der Dichter habe sich selbst auszusprechen, so wird ja damit auch nicht gemeint, er habe sich darzustellen, wie er jederzeit im Leben herumgeht und uns diesen besonderen Herrn X oder Y mitzuteilen, der er täglich ist, sondern man meint die Gedanken und Empfindungen, die dieser Herr X oder Y in großen Augenblicken hat, in den Stunden der Weihe, wie man zu sagen pflegt, oder in den Stunden, wo die Muse zu ihm kommt: also wenn er das Gefühl hat, daß ein höherer Mensch, als er sonst ist, in ihm erwache. Diesen ihren höheren Menschen erwarten unsere Dichter vom Frühling oder am Meer oder in tiefer Einsamkeit, Walt aber fand ihn, fand sein eigentliches Selbst, wenn er mit anderen Menschen beisammen war. Er erlebte sich an anderen. In der Nähe von Freunden, im Mitgefühl fremder Freuden, Sorgen oder Leiden, in der Berührung vieler Menschen und ihres Qualms, ihres Lärms, des Jauchzens oder Heulens großer Straßen, kam er über sein gemeines Dasein zu Gedanken und Empfindungen empor, deren teilhaft zu werden ihm nun der tiefste Sinn seines ganzen Lebens schien. Und aus Angst, wieder zu verlieren, was ihm in der Seligkeit solcher Hingebungen aufgegangen war, schrieb er es auf. Wer jemals einem anderen Menschen geholfen, für einen anderen Menschen gelitten, sich an einen anderen Menschen hingegeben hat, ist in solchen Augenblicken inne geworden, daß, wenn er sich zu verlängern oder zu entsagen meint, in ihm ein ganz wunderbares inneres Wohlfühlen voll seltsamer neuer Kräfte, nie gekannter Tröstungen und unbeschreiblicher Beweglichkeiten entsteht, wodurch der Denker zu Erkenntnissen, der Held zu Entschlüssen, der ganze Mensch zu inneren Ereignissen gelangt, deren er bei sich allein niemals fähig gewesen wäre. Diese Steigerung des einzelnen Menschen dadurch, daß er sich in die Gemeinschaft, in die Genossenschaft stellt, ist Whitmans großes Erlebnis.

Whitman ist der erste Dichter seit Goethe, der der Kunst wieder ein neues Motiv gegeben hat. Alle anderen Dichter seit Goethe sind schon

in Goethe enthalten. Whitman aber hat ein neues menschliches Gebiet entdeckt. Er stellt dar, was an Gedanken und Empfindungen und welcher neue Rhythmus im Menschen entsteht, wenn er aus der Absonderung in das Leben der Gemeinschaft tritt. Er hat den demokratischen Menschen für die Kunst entdeckt.

---

## Walt Whitman / Vier Gedichte.

Ich träumt' in einem Traum.

Ich träumt' in einem Traum, ich sah eine Stadt, unbefleglich für die Angriffe  
aller anderen Menschen der Erde,  
Ich träumte, dies war die neue Stadt der Freunde,  
Nichts galt für größer in dieser Stadt als kräftige Liebe, das ging allem vor,  
Und jede Stunde sah man solche Liebe in den Taten der Männer der Stadt,  
In all ihren Blicken und Worten.

### Gefetze der Schöpfung.

Gefetze für alle Schaffenden,  
Für starke Künstler und Führer, ein neues Geschlecht von Lehrern und voll-  
kommenen Schriftstellern für Amerika,  
Für edle Gelehrte und kommende Musiker.

Ihr dürft nichts schaffen, was nicht auf das Ganze der Welt Bezug hat und  
die einige Wahrheit der Welt,  
Und ihr sollt nichts allzu stark ausdrücken — jedes Werk zeige das göttliche  
Gebot der Andeutung.

Und was glaubt ihr, heißt schaffen? Glaubt ihr, anderes genüge dem Geiste,  
als daß ihr frei hinschreitet und niemanden über euch anerkennt?  
Was soll ich euch andres hundertfach wiederholen, als daß Mann und Weib  
Göttern gleich sind?

Und daß es keinen Gott gibt, der göttlicher ist als du selber?  
Und daß es dies ist, was die Ältesten und neuesten Sagen künden?  
Und daß ihr nur nach diesen Gesetzen zum Schaffen gelangen könnt?

### Die stärkere Lehre.

Habt ihr nur von denen gelernt, die euch bewunderten und zart mit euch waren  
und euch den Weg räumten?

Habt ihr nicht stärkere Lehren gelernt von denen, die euch verwerfen und sich  
gegen euch wehren? die euch mit Verachtung behandeln und den Weg  
euch streitig machen wollen?

## Hermann Bahr / Tagebuch.

**S**ankt Veit bei Wien, 8. April. Rosentavaliere. Wenn einem kein Stück einfällt, macht man daraus einen Operntext. Aber es zeigt sich, daß auch dieses bewährte Prinzip (Urprinzip mit der zeugenden Kraft, wodurch überhaupt die Librettisten erst entstehen) einmal versagen kann. — Es ist die wichtigste, geistreichste, hellste Musik, die Strauß uns noch geschenkt hat, von so klaren Augen, so zarten Füßen und einer so himmlischen Anmut, daß einem die Erde leichter wird. Damit, daß sie von ihm immer sagen: er kann alles, ist's nicht erklärt, sondern er hat alles, er hat so viele Seiten der Menschheit, daran liegt's. — Und nun geht's aber wohl jedem so, daß er gerade dort, wo diese Musik am schönsten ist und ganz frei wird, eine Ungebuld, ein Unbehagen kaum meistern kann. Ich wußte mir's erst gar nicht zu deuten. Was hast du? Da tanzt dir aus dem Orchester so viel Licht entgegen, macht's dich denn nicht froh? Dann aber fand ich schon, was es war. Vom Orchester unten steigt eine Welt der geistigsten Lust empor, aber nun blickt man unversehens auch einmal zur Bühne hin und dort oben geht es doch zu betäublich zu. Dieses Mißverhältnis zwischen der wirbelnden Laune der Musik und dem lahmen Text, der nicht von der Stelle kommt, stört einen. Eine Dissonanz, leider keine von den Straußschen. Daraus aber, daß einem 1910 ein Operntext verunglückt, nun mit Notwendigkeit folgern zu wollen, daß deshalb auch seine Gedichte von 1890 bis 1895 schon nichts getaugt haben können, diese Logik ist mir doch zu wienerisch. Hugos Gedichte bleiben. Es sind darunter welche, die zu den ganz wenigen Kunstwerken unserer Generation gehören. Auch erholen sich manchmal Menschen merkwürdig und wer 1910 hintert, kann oft 1915 wieder tanzen. — Strauß muß nun einmal einen echt komischen Text finden. Figaro ist eben nicht bloß von Mozart, sondern auch von Beaumarchais. Strauß war so freundlich, es mir einmal anzutragen. Lockend, aber nicht verlockend. Weil ich nämlich weiß: ich kanns auch nicht. Ich riet ihm zu Levekov. Oder vielleicht Thoma? Aber am ehesten traue ich's noch ihm selber zu. Er hat so viel Humor, und von der guten deutschen Art, mit den blauen Augen.

**T**riest, 12. Ich lese im Schillerverein vor. — „Piove, governo ladro!“, so spottet man hier die Irredentisten aus. Das heißt nämlich: „Der Irredentist tritt aus dem Haus, bemerkt, daß es regnet, und erklärt mit geballter Faust, auch daran sei wieder nur die verfluchte Regierung schuld.“ Guter Spaß. Wenn man dann aber sieht, wie's die Regierung treibt (die italienische Universität in Triest, die eine Notwendigkeit ist, was von allen anerkannt, auch von der Regierung selbst zugestanden und — am Ende doch immer wieder aufgeschoben wird!) und was sie dieser wunderschönen Stadt alles schuldig bleibt, dann vergeht einem der Spaß und man gerät selbst in eine Gemütsstimmung, in der man nicht abgeneigt ist, es dieser Regierung schon zuzutrauen, daß sie sogar auch das Wetter verdirbt.

**S**ankt Veit, 20. Ich schrieb einen Aufsatz über die Post in Oesterreich. Das trägt mir nun viele Zuschriften ein, von Leuten, denen offenbar auch ihre Briefe von der Post verschlampt werden. Sie stimmen mir begeistert zu und bewundern dabei meinen Mannesmut. Wer nämlich bei uns verlangt, seine Briefe richtig zu bekommen, und also einer Behörde zuzumuten wagt, ihre Pflicht zu tun, wird schon als eine Art Mucius Scävola angestaunt. Nun ja, kaiserlicher Rat wird man ja auch nicht dafür. — Komisches Land. Wir haben nämlich Ehrgeiz und so müssen wir, was wir in Mitteleuropa sehen, durchaus auch haben. Wie Kinder. Wir müssen auch Post, Telegraph, Telephone und alle diese schönen neuen Sachen haben, die wir dann aber nicht bewältigen können, weil da zum Betrieb nun einmal ein gewisser Ordnungssinn im ganzen und ein gewisses Pflichtgefühl des einzelnen gehört, kurz sittliche Qualitäten, die es in einem Land nicht geben kann, wo der Unterrichtsminister Bildung verbietet. — Nein, hier wissen nur die Sozialdemokraten, was not tut, indem sie beim einzelnen anfangen und nun versuchen, was in diesem Lande ja noch nie versucht worden ist, durch Organisation zunächst einmal aus jedem einzelnen Mann einen brauchbaren Menschen zu machen, der auf zwei Beinen stehen kann und der mit der Zeit auch aufrecht gehen lernt.

**26.** Die dumme Heze gegen Schönherr. Er soll „gegen“ die katholische Kirche gedichtet haben. Merkwürdige Vorstellung vom Dichten, die dem dicken Pater Expeditus übrigens ähnlich sieht, diesem vom Theater-teufel besessenen Mönch, dessen größte Seligkeit es ist, bei Proben sitzen zu dürfen; und die Schauspieler, gar aber Schauspielerinnen, ergötzen sich am Froustrou seiner Kutte. — Schönherr stellt dar, wie zwei Glauben raufend werden. Er nimmt dabei für keinen Partei. In jedem guten Stück haben alle recht. Auch glaube ich eigentlich nicht einmal, daß er selbst un-katholisch gefinnt ist. Siehe sein „Königreich“, das sogar einen ganz katholischen Zug hat. Dazu kommt, daß anfangs selbst streng katholische Männer, solche, die ja dafür angestellt sind, nichts gegen das Stück hatten. Es wurde nach der Uraufführung in unserem Deutschen Volkstheater von der Wiener „Reichspost“, der jetzt die geistige Leitung der österreichischen Katholiken hauptsächlich anvertraut ist, klug gewürdigt und durchaus anerkannt; es kann also damals offenbar noch nicht gegen die Kirche gewesen sein. Erst nach ein paar Wochen ging es plötzlich los. Irgend jemand muß gerochen haben, daß da vielleicht ein Braten herzurichten wäre. Ich kann mir nicht gut denken, daß es wirklich die Baronin Handel-Mazzetti gewesen sein soll, die das, wie der Wiener so schön sagt, aufgestiekt hat. Meine gute Landsmännin, mir durch ihren Ernst und die Redlichkeit ihrer Gesinnung wert (sie hat ein kleines Buch über Sophie Barat geschrieben, das auch Keher rührt), dazu gewiß nicht unbegabt, obwohl sie als Kind etwas viel Markitt gelesen haben muß, hat doch sonst sittlichen Takt. Sie weiß wohl gar nicht, wozu sie da mißbraucht wird. Aber plötzlich ging es los, und wenn es nun einmal losgeht, dann handelt es sich ja diesen Herren immer nur noch darum, wieder ihre Macht zu zeigen. Und der Spaß ist, daß dann immer die anderen Herren, sobald

sie das merken, kleinlaut werden. So war es auch bei mir, als ich an das Münchener Hoftheater kommen sollte und das diesen Herren nicht paßte. Sie schlugen los, ich wunderte mich nicht. Es wunderte mich nur, daß die anderen Herren schwiegen. Ich fragte einmal einen von den anderen Herren. Da hat er es mir erklärt. Er sagte: „Gegen diese Herren kommen Sie nicht auf, die sind stärker, es ist eine verlorene Sache — Sie können aber doch nicht verlangen, daß ein so mächtiges Blatt wie wir für eine Sache eintritt, die dann verloren geht — was dächten da unsere Abonnenten von uns?“ Weshalb auch heute jeder vernünftige Mensch von halbwegs praktischer Gesinnung klerikal ist.

28. Aus einer Gerichtsverhandlung erfährt man: Karl Kraus, ein Schriftsteller, der mich nicht mag (ich ihn auch nicht sehr), hat in Wien vorlesen wollen, aber der Saal ist ihm verweigert worden, angeblich aus Angst, weil Kraus unbeliebt sei. Das ist doch eine solche Niedertracht, daß man darüber alles vergißt, womit er einen zuweilen geärgert haben mag. Saalsperre, einem Redner angedroht, weil man nicht seiner Meinung ist! Immer noch die alte pfäffische Methode: einmauern, wenn einer unbequem wird. Und der alte bürokratische Kniff der kleinen Persönlichkeiten. Aber die Freiheit des Wortes? Ich höre doch, daß dafür alle Schriftsteller mannhaft zusammenstehen.

29. Frühling. Man weiß ja, daß er wiederkommt. Es gehört dies zu unseren Denknöwendigkeiten. Aber immer ist im Februar einmal ein Tag mit Schneewind und weinenden Bäumen, wo man es nicht mehr zu glauben wagt, daß er auch heuer wiederkommt. Denknöwendigkeiten sind wenig verläßlich. Nun aber ist der Eichenwald wieder ganz jung, die grüne Wiese von frischen Ranunkeln gelb und gar der Obstgarten eine Braut in Weiß. Frühling.

## Hugo Salus / Die unterschlagene Legende.

Unter den Engeln, die auf der paradiesischen Wiese der Befehle der Erzengel harren, waren einige, die neben ihren ernsten und psalmierenden Brüdern durch ihre größere Beweglichkeit und Freude am Heruntummeln zwischen den Blumen auffallen mochten; denn obgleich alle Engel gleich groß und gleich dienstbeflissen waren, schien es doch so, als wären jene Beweglichen und Fröhlichen vielleicht allzu rasch und plötzlich gewachsen, also daß gleichsam ihre ernste und schlanke Engelsgestalt wie ein zu großes Gewand um die Glieder eines Knaben erscheinen mochte. Ihre großen Flügel bewegten sich gewiß leicht und mühelos in den himmlischen Lüften; aber es war so, als ob kleine und kurze Flügeln in der Hülle der großen Schwingen verborgen wären, die nach rascheren Flügelschlägen begehrt, als den bis zum Boden reichenden Schwingen gerecht ist. Und dies war so gekommen:

Als der Erlöser der Welt seine hochheiligen Wunder auf Erden vollführt hatte und in die durch ihn geheiligte Seligkeit einzog, siehe, da fand

er in den Himmeln noch eine große Menge von Engeln vor, die aus dem griechischen und darum heidnischen Himmel stammten, Eroten und Chariten, und wie diese heiteren Unnütze auch heißen mögen, die vorher ihr unchristlich Wesen auf der unerlösten Welt getrieben hatten; er nahm sie in seiner unendlichen Güte mit lächelnd in seine Seligkeit auf.

„Gebt mir nur acht auf sie!“ sagte er den Erzengeln. Und so schwebten sie denn zwischen den täglich zahlreicher werdenden himmlischen Heerscharen hin und wieder oder waren beflissene Boten zur Erde, wenn ihnen Gabriel oder ein anderer Erzengel einen Auftrag erteilt hatte; und sie sprachen dann ihre würdigen Sprüche nicht minder würdig, als ihre Brüder, denn sie waren ja Engel. Und kamen aus dem christlichen Himmel.

Solch ein Engel hatte einmal in Heliopolis, jener großen griechischen Stadt in Aegypten, darin viele Sünder, aber auch viele fromme und erwählte Christen wohnten, durch längere Zeit einen angesehenen Bürger zu beobachten, der auserwählt war, an die Spitze der jungen christlichen Gemeinde gestellt und ein Verkünder zu werden; und der Engel richtete seinen Auftrag aufs beste aus. Da aber jener Bürger so gleichmäßig fromm und über jeder Zweifel würdig war, so blieb dem beschwängten Boten Zeit und Muße genug, um auch die drei Töchter jenes Auserwählten zu prüfen, die ein frommes und gottergebenes Leben führten; also, daß dem Engel ihr Wohlergehen sehr ans Herz wuchs. Denn er hatte von seinem früheren Leben her noch immer eine große Zuneigung zu Mädchen.

Die erste der Schwestern, Mataria, war wohlgebildet und freute sich eines schönen Angesichtes; die andere, Dorothea, war heiter und liebreizend und lachte trotz ihrer Frömmigkeit gern mit blinkenden Zähnen. Aber die dritte war die frömmste und strengste unter ihnen, ob sie gleich die jüngste war: denn die Narben einer schweren Heimsuchung ihres Kindergesichtes hatten ihre Schönheit zerstört. Und sie hieß Agathe.

Da nun also jener Engel die drei Jungfrauen so fromm und gott ergeben fand, da wallte sein Herz in dem Wunsch auf sie auszuzeichnen und er beschloß, ihnen eine himmlische Gnade zu erweisen. Er langte sich oft in diesen Tagen verstoßen nach seiner Schulter, wo einst Bogen und Köcher gehängt hatten, dann aber überzog eine tiefe Röte der Scham sein christliches Engelsangesicht und er betete schnell einige englische Grüsse. Bald aber erschien er den drei Schwestern und sprach also:

„Ihr Schwestern,“ sprach er, „ihr führet ein gottgefälliges und frommes Leben und darum habe ich euch erwählt, um euch vor den anderen zu erhöhen. Und ich gebe dir und dir und dir je ein Büchlein mit diesem heiligen Del, das ich aus den Blumen der asphodelischen...“ aber er hatte sich nur versprochen und verbesserte sich sogleich... „das ich aus den Blumen des paradiesischen Gartens bereitet habe. Salbet im rechten Augenblick eure jungfräulichen, merkt aber wohl, eure jungfräulichen Lippen damit; dann wird der himmlische Duft des Paradieses auf

im Moment so „erzogen“ wurde, daß er seinen Mund nicht mehr spitzte, sich vielmehr die Hände wütend beim Applaus zerklopfte. Diese kleinen Vorgänge, so meine ich, sind also auch für die Entstehung dieser Dinge absolut symptomatisch. Sie zeigen, daß in dem gefürchteten Berliner Theaterstandal keine „Inszenierung“, sondern eine seelische Disposition, herausgetrieben von dem Taumel des nie vorher zu berechnenden, höchstens zu ahnenden Augenblicks, ihre Ventile findet. Und sie zeigen, daß man, nach den Anzeichen befragt, auch von dem Theaterstandal nur sagen kann wie von dem Genius der Liebe: „Er kommt, und er ist da.“

Immerhin hat auch der Berliner Theaterstandal, so jäh er in die Welt der Bühnenvorgänge hineinspringen und sie zu Trümmern schlagen kann, seine feststehenden Begleiterscheinungen, seine stets wiederkehrenden Merkmale: in der grinsenden Grimasse, die er sich während seiner schamlos-schändlichen Aktion aufsetzt, und in der Wahl der Opfer, denen er seine Zähne entgegenstößt. Sein Magen wehrt sich also rülpfend im besonderen gegen die Stücke, deren Inhalt von der Phantasie gestempelt ist, deren Flächen immer wieder krause Arabesken, kapriziöse Abweichungen von der Regel zeigen, und deren Architektur der „gesunde Menschenverstand“ des Normalmenschen nicht ohneweiters nahekommen kann. Gerade wenn er so etwas merkt, wenn er die besonderen Zutaten einer neuen Speisewürze riecht, dann kitzelt es den Berliner Premierenspieler (der so gern mit dem Wort „meschugge“ jeden höheren dichterischen Ehrgeiz abtut), dem Poeten die Frechheit edlerer Mäuren heimzuzahlen. Dann macht er — getreu dem niederdeutschen Sprichwort: „Wat de Bur nich kennt, dat freet he nich“ — einfach nicht mehr mit: und seine Stinbomben fliegen um so dichter, seine Lynchjustiz massakriert um so nachdrücklicher, je weiter der Dichter in Form und Wort von dem Ideenzirkel des Banalsten abirrt. So ist Max Halbes Drama „Der Eroberer“ gefallen, in dessen einen Akt sich das Publikum eine neue Pointe einschob, indem es auf jedes Anklopfen eines die Bühne Betretenden — und es betraten in jenem Akt viele Leute die Bühne — mit einstimmigem „Herein“ Bezug nahm. So ist Hermann Bahrs freche, wenn auch formlose, autobiographische Skizze „Ringelspiel“ ausgeglitten und die verkrügelte, mit allerhand Heine-Motiven spielende Komödie Gerhart Hauptmanns von den „Jungfern vom Bischofsberg“ und abermals Max Halbes Rüpelspiel in Versen „Der Amerikafahrer“ und Artur Schnitzlers „Der Ruf des Lebens“. Und der Schwabe Karl Vollmöller, der — um an den letzten und unglimpflichsten aller Berliner Theaterstandale zu mahnen — vermeinte, diesem Publikum mit seinem „Wieland“-Drama, mit dieser symbolistisch-phantastischen, sprunghaften Ausdeutung der Axiatik beikommen zu können, hätte sich vorher sagen müssen, wie es ihm gehen wird . . . .

Daß dem Berliner Premierenspöbel in dieser Beziehung Raison beigebracht werden kann, solange er nicht gleich an Ort und Stelle irgend-eine scharfe Gegenwirkung zu fürchten hat, glaube ich freilich nicht. Im Gegenteil: böses Bellspiel verdirbt gute Sitten; und auch die stillen Bewohner der Hansestadt Hamburg werden von Jahr zu Jahr ruppiger

und wissen heute schon beinahe so gut zu belten wie die Berliner Konkurrenz. So wird also die Berliner Saison bis auf weiteres ebenso pünktlich ihren Theaterstandal haben wie den Presseball: und der sympathische Premierensbesucher, der im seligen Vorgefühl des Kommenden bereits beim Abgeben seiner Garderobe bemerkt: „Defällt mir schon nich“, wird aus der Liste der Berliner Kunstassistenten bis auf weiteres nicht gestrichen werden können . . . .

## Hermann Bahr / Tagebuch.

28. Mai, Benedig, Lido.

Wieder am Meer, endlich! Aufatmend, als wär ich einer großen Gefahr entronnen. Jedes Jahr läßt mich dieses Gefühl die ersten Tage hier nichts anderes denken als: Du bist gerettet! Und bis in den Schlaf hinein folgt es mir: Gerettet. . . . hier ist keine Gefahr mehr! Die Gefahr nämlich: im städtischen Betrieb den Sinn des Lebens zu verlieren! Dort fragt keiner: Wozu bist du da? Er muß ja zunächst dafür sorgen, daß er da sei. In diese Sorge ums Dasein löst sich von einem zum anderen Tag das Dasein der Menschen dort auf. Sie verbringen das Leben damit, sich heute die Mittel zum Leben für morgen zu schaffen, um sich morgen die Mittel zum Leben für übermorgen schaffen zu können. Und so fort. Aber dann das Leben auch einmal anzuwenden, nämlich auf das Leben selbst, dazu kommen sie nicht. Die Reichen? Auch nicht. Diese wieder vor Angst nicht, ihr Monopol zu schützen und sich in der Macht über die Armen zu behaupten. Ob ich morgen Arbeit finde, das ist die Frage des Armen. Wie lange wir noch Arbeiter finden, das ist die Frage des Reichen. Diese zwei Fragen füllen das Leben aus und lassen keinen Platz darin für das Leben selbst. Dieses bleibt in unserer Ordnung Kindern, Greisen, Kranken, Krüppeln und Lumpen vorbehalten; die können nach dem Sinn des Lebens trachten. Früher gehörten auch Bettler und Künstler dazu. Seit aber das Betteln ein Gewerbe worden ist und die Kunst auch, sind auch die beiden ums Leben betrogen. — Künstler heißt uns, wer unser Dasein durchschaut hat und uns sagen kann, was damit ist. Wie soll das einer, der nur den Erwerb, also bloß die Vorbereitungen des Daseins kennt, welche heute ja seinen ganzen Inhalt ausmachen? Der Künstler ist auch niemals ein Einzelfall; er ist es, worin sich ein ganzes Volk zusammenzieht. Aber dazu müßten wir erst ein Volk sein, statt in Klassen zerrissen! Der Künstler ist das Amen, das eine Zeit, ihrer Laten stolz und froh, am Ende zu sich selber sagt. Unsere bekreuzigt sich doch vor sich selbst und rennt davon, in Erinnerungen an die Vergangenheit oder in Sehnsucht nach der Zukunft flüchtend. Wozu nun noch kommt, daß der an sich absurde Versuch, in einer bürgerlichen Welt Künstler zu sein, den, der ihn wagt, zwingt, mit seinen Werken als Waren zu handeln. Einer

hat ein Bild gemalt oder einen Vers gedichtet; aber um nun weitermalen, weiterdichten zu können, muß das Bild, der Vers verkauft werden. Der Maler, der Dichter muß zu seinem eigenen Händler werden. Das macht aus dem Künstler unserer Zeit eine solche Karikatur mit zwei Köpfen, daß er zugleich Arbeiter u n d aber auch Kaufmann ist, daß er sich selbst auf den Markt bringen muß, daß seinen Ruhm nicht bloß der Wert seines Werkes, sondern vor allem seine Begabung für das Geschäft bestimmt. Wäre jetzt überhaupt ein echter Künstler möglich, der müßte, wenn sein Werk wirken soll, dazu auch noch ein Genie des Vertriebs sein. Wie sich die einzelnen, die heute kunstfäählich beschäftigt sind, mit diesem ihrem Doppelwesen abfinden, das darzustellen wäre das eigentliche Thema einer modernen Literaturgeschichte. — Nacht im Sand in der Sonne liegen und Wind und Welle spüren und vergessen, den Kunstbetrieb vergessen, die „Literatur“ vergessen, das „Geschäft“ vergessen, allen Wahn jener nur noch aus Waren bestehenden Welt vergessen und ganz still sein, bis es in der tiefen Einsamkeit dann wieder zu klingen beginnt, aus dem Menschen in mir, von unserer Wahrheit!

5. Juni.

Gelesen Richard Wagners „Mein Leben“. Dieses Buch will ich unter die hundert Bände stellen, die ich mir mitnehme, wenn ich einst, hoffentlich bald, in einen Wald oder auf eine Insel gehe, um dort alles Nichtige, Zweideutige, Trügende von mir abzutun und das Leben zu finden. Es ist eins von den ganz menschlichen Büchern, die deshalb jedem, wer er auch sei, sein eigenes Schicksal enthüllen. Wäre die ganze „Kultur“ unserer Zeit zerstört, so daß man bloß noch vom Hörensagen Nachricht von ihr hätte, und tauchte nun nach tausend Jahren durch Zufall nur dieses eine Buch auf, so kann ich mir denken, daß es von den Gelehrten zum Mythus erklärt würde. Dieser Richard Wagner, würden sie sagen, hat gar nicht gelebt, diesen sächsischen Kapellmeister hat's gar nicht gegeben, sondern er ist ein Geschöpf der Volkspheantasie und stellt den unter dem Kapitalismus leidenden Menschen dar, den Menschen, der sein inneres Gesetz erfüllen will, wodurch er denn der kapitalistischen Lebensordnung überall verdächtig wird, die das nicht brauchen kann. Das ist ja das Ungeheure Wagners, daß er durchaus durch nichts von sich abzubringen ist und von dem, was seiner Natur gemäß ist, niemals abläßt, aber nun freilich auch darauf besteht, daß, wie er das Notwendige tut, dafür nun die Gesellschaft auch ihm das Notwendige gewähre. Ich gebe euch alles, was ich bin und kann, aber nun gebt auch ihr mir, was ich brauche! Das verstanden damals die Leute nicht und verstehen es noch heute nicht, aber in hundert Jahren wird es selbstverständlich sein, als die Regel aller menschlichen Ordnung. Wie kläglich stehen selbst seine Freunde da, halb beschämt und halb verlegen seines ungestümen Forderns, ohnmächtig, je zu begreifen, daß er ja kein Geschenk will, sondern was ihm gebührt. Wirklich wie eine symbolische Figur aller schaffenden Menschen! Und jene Freunde wieder, die richtigen „Besitzenden“, die „Dank“ verlangen, wenn sie „gewähren“, da sie doch in Wahrheit bloß eine Schuld abtragen. Und wie schnell sie

an ihm irre werden, weil er nicht gleich „Erfolg“ hat, weil sich der Genius nicht gleich verzins! Traurig macht es einen, wie wenige, was er war, auch nur ahnten. Erkannt haben ihn in seinem ganzen großen Leben doch nur diese drei: Vízj, der reinste Mensch seines Jahrhunderts, Bülow und Cosima. — Das Buch kostet 25 Mk. Leute, die das bezahlen können, können meistens weiter nichts, gewiß nicht ein Buch verstehen, für dessen Einfalt und Tiefe man ein armer Mann sein muß. Wäre es für eine Mark zu haben, so hätten es schon die Hunderttausende gelesen, die im Volke seiner würdig sind.

20. Juni.

Es ist vierzehn Tage her, daß wir durch Depeschen von Freunden aufgeschreckt wurden, die wir erst gar nicht verstanden, bis uns erklärt wurde, in Schweizer und Wiener Zeitungen werde behauptet, hier sei Cholera. Ich erkundigte mich, es erwies sich als unwahr, aber nun interessierte mich das erst recht. Wie kommt ein solches Gerücht auf? Meine Fragen ergaben, daß im Mai, noch bevor wir ankamen, ein Kranker als der Cholera verdächtig der Behörde angezeigt und ins Spital eingeliefert worden sei. Die bakteriologische Untersuchung aber habe bewiesen, daß es nicht Cholera war, sondern Gastroenteritis. Nun scheint der Arzt, der der falschen Diagnose überwiesen worden, in seinem Nerger und um nur um jeden Preis recht zu behalten, bei seinen Bekannten herumgeredet zu haben, die Behörde wolle den Fall vertuschen. Der Sindaco hinwieder, der sich ja an die Diagnose seines Stadiophysitus halten mußte, aber den ersten Schrecken noch in allen Gliedern hatte, beschloß, auf alle Fälle die strengsten Vorsichtsmaßregeln anzuordnen, als Verbot des Handels mit Frutti di mare, Desinfektion der alten Quartiere, Warnung vor rohem Obst. Eigentlich ganz vernünftig, aber in diesem Falle nicht klug. Denn eben dieser Aufwand von Vorsichtsmaßregeln fiel auf und erregte Furcht. Die Venezianer sind ängstlich; wenn in einem Hause Masern sind, flüchten alle Bewohner. Und die Venezianer sind argwöhnisch gegen alles, was von der Behörde kommt; das mag ihnen noch aus der österreichischen Zeit her geblieben sein. Daher nun aufgeregtes Geschwätz durch die Stadt hin. Aber nach einer Woche war's vergessen. Aber nach einer weiteren Woche, als hier schon kein Mensch mehr daran dachte, sprang das Gerücht in eine Wiener Zeitung. Münchhausens eingefornes Posthorn. Merkwürdig aber war, höchst merkwürdig, wie das Gerücht, nun einmal hinausgelangt, draußen von Tag zu Tag anschwell. Eine Wiener Zeitung meldete: dreihundert Cholerafälle täglich; eine Schweizer: die Choleraleichen schwimmen im Großen Kanal; eine ungarische: ganze verseuchte Bezirke Benedigs sind abgesperrt und werden von Militär bewacht! Kann ein Gerücht aus eigener Kraft so wuchern? Gerüchte sind ja von geheimnisvoller Macht. Und der Mensch glaubt ihnen so gern, daß er ihnen mehr als selbst dem Augenschein traut. Eine liebe Freundin meiner Frau las in Wien von der Cholera hier und beschwor uns, gleich abzureisen. Ich antwortete ihr, daß ich doch natürlich, hätte sich auch nur ein einziger Fall zugetragen, mit meiner Frau keine Stunde

länger hier geblieben wäre, aber ich hätte mich überzeugt, daß dies alles bloß Lüge. Aber unsere Freundin beruhigte dies gar nicht, sie glaubte ihrer Zeitung mehr als meinen Augen und Ohren. So bezaubernd ist das Gerücht, gar das gedruckte. Dennoch mußte man sich aber schließlich fragen, ob hier nicht doch im Hintergrund noch jemand dem Gerüchte nachhelfe. Aber wer? Die einen sagten: die Klerikalen, um das Jubeljahr der italienischen Freiheit zu stören! Ich weiß es nicht. Immerhin wurde mir von glaubwürdigen Zeugen versichert, vier Tage vor der Enthüllung des römischen Denkmals für Viktor Emanuel sei in venezianischen Kirchen das Seuchengebet gesprochen worden. Andere sagten: Es ist eine Intrige der Schweizer Gastwirte, um uns die Fremden abzufangen! Ich weiß es nicht. Erzählt wurde hier überall, in Schweizer Hotels seien Sammelbüchsen aufgestellt mit der Inschrift: Für die armen Cholera-kranken Benedigs! Ein ganz hübscher Einfall zur Abwehr unbequemer Konkurrenz; neuer Stil für Sommerreklamen, noch mit humanitärem Anstrich.

Heute mir, morgen dir. Wie schützt man sich gegen leichtsinnig entstandenes, böswillig verbreitetes Gerücht? Nehmen wir an: jemand erzählt mir, daß er den nächsten Sommer in X verbringen will, ich soll doch mitkommen. Ich antworte: X? Ist dort nicht immer Typhus? Ich sage das gar nicht aus bösem Willen. Ich mag vor Jahren einmal gehört haben, in X sei Typhus; oder sonst irgendwie ist mir die Assoziation von X und Typhus zufällig hängen geblieben. Nun geht aber mein Freund heim und fragt seine Frau: Weißt du, daß in X immer Typhus sein soll? Es sind ängstliche Leute und so beschließen sie, jedenfalls lieber nicht nach X zu gehen. Ihre Freunde erzählen nun aber schon weiter, die hätten den Plan, nach X zu gehen, aufgegeben, weil dort heuer Typhus ist: das Gerücht ist nun da. Der Kurort Y, X gegenüber und eifersüchtig auf X, hört das Gerücht und stellt nun solche Sammelbüchsen auf: Für die armen Typhustranken von X! Und der Kurort Y hat einen Journalisten, dieser Journalist von Y ist zugleich Korrespondent einer Wiener Zeitung und telegraphiert nun an diese: Typhus in X! Da diese Wiener Zeitung den Ehrgeiz hat, Nachrichten „allein“ zu haben, und deshalb die Meldung ihres Korrespondenten von Y nicht erst prüfen kann, aus Angst, die Nachricht könnte ihr sonst in- zwischen von einer anderen Zeitung „weggenommen“ werden, bringt sie sie gleich. Und nun geschieht etwas, was, wer nicht selbst einmal in einer Redaktion gefessen ist, gar nicht verstehen kann: Wenn nämlich jetzt der Kurort X an die Wiener Zeitung schreibt, ihre Meldung sei falsch, und ihr beweist, daß in X seit fünf Jahren überhaupt kein Fall von Typhus vorgekommen ist, dann fühlt sich die Zeitung dadurch in ihrer Ehre gekränkt, bringt ja notgedrungen die Erklärung von X, nimmt aber fortan bei jeder Gelegenheit Partei gegen den Kurort X, der sich das nun wieder gar nicht anders erklären kann als damit, daß die Zeitung vom Kurort Y bestochen sein muß. Aber nein, das ist nicht der Grund, sondern bloß der vermaledeite Wahn unserer Zeitungen, unfehlbar zu sein und niemals zugeben zu dürfen, daß sie auch einmal eine falsche Nachricht haben können, was doch jeder jeden Tag passiert!

Und warum berichtigen die Zeitungen nicht selbst aus freiem Antrieb, wenn sie erfahren, daß eine Nachricht falsch war? In Wiener Zeitungen stand zu lesen, die „Ärztelammer“ von Venedig hätte gegen die Vertuschung der Epidemie protestiert; worauf eine Versammlung von Wiener Ärzten dieser „Ärztelammer“ von Venedig ihre Bewunderung für solchen Mut aussprach. Aber dann erfuhr man aus venezianischen Zeitungen, die „Ärztelammer“ von Venedig habe nicht protestiert und hätte auch gar nicht protestieren können, aus dem einfachen Grunde nicht, weil es gar keine gibt, weil es in Venedig kein Institut in der Art unserer Ärztekammern gibt. Aber von dieser Antwort war nichts in Wiener Zeitungen zu lesen.

Famos hielt sich der hiesige amerikanische Konsul, der unaufgefordert nach Hause schrieb, sie sollten nur getrost auch heuer nach Venedig kommen und sich durch die Gerüchte nicht abschrecken lassen, an denen kein wahres Wort sei. Anders hielt sich der österreichische Konsul, der, von Venezianer Geschäftsleuten befragt, öffentlich den ausgezeichneten Gesundheitszustand Benedigs bezeugte. Seine Erklärung stand in den Venezianer Zeitungen, einige Tage nachdem einer meiner Bekannten auf dem österreichischen Konsulat die Auskunft erhalten hatte, es seien zwei bis drei Cholerafälle täglich vorgekommen.

## Paul Frank / Der Junge.

Peter Lutterhoof stand vor seinem Schreibpult am Fenster und malte Ziffern in sein großes Buch. In endlosen wunderbar geraden Kolonnen standen die stattlichen Zahlen: habt Acht eine immer hübsch unter der anderen. Die Feder krächte wie alle Tage das alte Lied und auf dem runden Rücken des Mannes erglänzte das alte, abgetragene Tuch seines Bureauockes grünlich im goldenen Sonnenlicht. Peter Lutterhoof hob den Kopf, da ihm der Nacken steif zu werden drohte und hielt ein Weilschen inne. Seine Augen sahen gradaus auf den Wandkalender, der just vor seiner Nase hing. Da spürte er auch schon einen jähen schmerzhaften Stich im Gehirn. Als ob ein elektrischer Funke von der großen schwarzen Ziffer direkt in seinen Kopf gesprungen wäre. Hastig tippte er mit seinem mageren Zeigefinger, dessen Nagel vom Zigarettenrauch bräunlich geräuchert war, nach dem Kalender; als ob er sich überzeugen wollte. Da war kein Zweifel möglich: heute war der 15. April. Samstag, der 15. April. Und er hatte vergessen. Zum erstenmal seit dreißig Jahren. Wie das nur kommen konnte? Sollte sein Gedächtnis nicht mehr so gut funktionieren wie früher? . . .

Er holte rasch die schwere Nickeluhr aus der Tasche, ließ knackend die Deckel aufspringen: elf Uhr. Dem Himmel sei Dank. Noch nicht zu spät. Da hatte er ja noch eine Stunde bis zum Zug. Und der Bahnhof lag kaum eine Viertelstunde vom Bureau entfernt. Was wohl sein Chef, Herr

fort. Unter den löschpapierenen Romanen, die sich der Knabe Wolfgang in Frankfurt kaufte, ist auch die Historie von Dr. Faust gewesen.

In seiner Straßburger Studentenzeiit lernte Goethe dann die andere Form der „Faust“-Sage kennen: Das „F a u s t“-D r a m a. Auch dieses reicht bis ins 16. Jahrhundert zurück. Ein paar Jahre nach dem Erscheinen des Spießhaken Volksbuches bemühtigte sich der englische Dramatiker Christopher M a r l o w e des Stoffes. So eng er sich auch an das Volksbuch angeschlossen, soviel anekdotische Züge und Zauberwerke er auch daraus herübernahm und mit Clownspässen durchsetzte — er führte doch einen großen Gedanken durch: Faust ist bei ihm der Gelehrte, der alle Fakultäten unbefriedigt durchforscht hat, sein Verlangen nach Macht treibt ihn dem Bösen entgegen und bringt ihn um sein Seelenheil. Stil und dramatische Technik zeigen uns ebenfalls, daß der große Stoff in dem Vorläufer Shakespeares einen würdigen Bearbeiter gefunden hat.

Die e n g l i s c h e n R o m ä n t e n, welche gerade damals massenhaft nach Deutschland zogen, nahmen das Stück Marlowes in ihr Repertoire auf, gewiß nicht der Tiefe des Problems halber, sondern wegen des zauberhaften Beiwerks und der dankbaren Teufels- und Clownfiguren.

Auf die Leser des „Faust“-Buches mußte natürlich die dramatische Darstellung eine noch größere Wirkung ausüben, was uns auch durch Berichte von Augenzeugen bestätigt wird. Wir besitzen leider keine Textprobe von diesen Aufführungen, die bis in Lessings Zeit heraufreichen. Was den Zuschauern darin geboten wurde, können wir nur aus den zahlreich erhaltenen P u p p e n s p i e l e n erschließen, die bald neben den mit lebenden Kräften arbeitenden Darstellungen auftauchten, um noch lange nach dem Untergang der ersteren in der Jugend ein dankbares Publikum zu finden.

Im Gang der Handlung erkennen wir engen Anschluß an Marlowe. Aber der Hauptfigur ist ein gewichtiger Rivale erwachsen: Hans Wurst lenkt immer mehr die Aufmerksamkeit auf sich, indem er seinen Herrn in allem und jedem imitiert, nur nicht in der Reise zur Hölle. Von der Gedankeniefe des englischen Stückes ist natürlich hier nichts mehr zu spüren.

Wie die große Masse der gebildeten Zeitgenossen Gottscheds unserem Stoff gegenüberstand, berichtet er selbst in seiner „Kritischen Dichtkunst“ (1730): „Das Märchen von Dr. Faust hat lange genug den Pöbel belustigt und man hat ziemlichermaßen aufgehört, solche Affanzeren gern anzusehen.“

Aber dem größten kritischen Geist der Aufklärung blieb die tiefe Idee, welche in der Sage von „Faust“ hinter so banalem Aufpuß versteckt war, nicht verborgen. Lessing gewinnt den Faust wieder für die Kunstliteratur. Sein Drama ist leider ein Fragment geblieben. Nur zwei Szenen sind uns erhalten: eine Teufelsversammlung vor dem eigentlichen Beginn des Stückes und eine Unterredung Fausts mit sieben Geistern, die ihre Schnelligkeit rühmen und deren letzter „geschwind wie der Uebergang vom Guten zum Bösen“ Faust genügt. Folgt Lessing hier einer alten

Tradition, um sie in seiner kühnen Weise auszugestalten, so bedeutet der Schluß seines Dramas, über den wir wieder unterrichtet sind, einen bedeutungsvollen Wendepunkt in der Geschichte der „Faust“-Dichtungen: Den Teufeln, welche ihr Opfer schon in den Klauen zu haben glauben, verkündet eine himmlische Stimme, daß ein Phantom sie geißelt und der wirkliche Faust indessen alles zu seiner Warnung geträumt habe; „ihr habt nicht über Menschheit und Wissenschaft gesiegt; die Gottheit hat dem Menschen nicht den edelsten der Triebe gegeben, um ihn ewig unglücklich zu machen.“

Was Lessing im Grunde fehlte, poetisch-phantaistische Schöpferkraft, war einer Gruppe jüngerer Dichter, den S t ü r m e r n und D r ä n g e r n, in reichem Maße geschenkt. Sie sind durch Lessings Pläne jedenfalls angeregt worden. In Faust fanden sie einen Kern von ihrem eigenen Schlag, ein hochstrebendes Kraftgenie, das ungebahnte Wege ging und sich titanisch auflehnte gegen die gewöhnlichen Schranken der Menschheit. Der M a l e r M ü l l e r und der Dramatiker M. K l i n g e r haben den Stoff in ihrer Weise behandelt. Der erstere in zwei dramatischen Bruchstücken, der „Situation aus Fausts Leben“ und „Doktor Fausts Leben und Tod dramatisiert“ (1776 und 1778), Klinger aber in seinem dialogisierten Roman „Fausts Taten und Höllensfahrt“ (1791). Und in ihre Reihe stellte sich auch ein ganz unbedeutender Literat, der Wiener Paul Weidmann, mit einem langweiligen „allegorischen“ Drama.

Was aber in den Händen eines Dichters öde Masse blieb, was im glühenden Herzen der Kraftgenies zu allzu gigantischen Phantasien sich auswuchs, das gestaltete sich unter der Zauberhand eines Meisters, der durch die alte Schule der Verstandeslust wie durch die Jahre der jungen Brauseliteratur lernend und leidend sich hindurchgekämpft hatte, zum Kristall, in dem sich das Einzelleben des Uebermenschen wie das allgemeine Wesen des Daseins in Farben und Formen widerspiegeln sollte, wie sie so leuchtend und tiefbedeutend noch nie einem Menschenherzen die ewige Religion der Kunst verkündet hatten.

Im Jahre 1790 erschien das „Faust-Fragment“ von Goethe, dem 1808 der ganze erste Teil folgte.

## Sermann Bahr / Campbell

Der Reverend R. J. Campbell, Verweser des City Temple, wo er gelegentlich von seiner Kanzel Bernhard Shaw, die Buddhistin Annie Besant und den Finanzminister Lloyd George, also nach unseren Begriffen doch eher unheilige, dem Schlag unserer Frommen eher ärgerliche Menschen, sprechen läßt, ein Mann von großer Beredsamkeit und einer magisch anziehenden Kraft, durch seine bloße Gegenwart tröstend und Zuversicht um sich verbreitend, hat ein Buch über „Die neue Theologie“ geschrieben, das jetzt, von dem kürzlich auch hochnotpeinlich verhörten

Dortmunder Pfarrer Gottfried Traub eingeleitet, bei Diederichs deutsch erschienen ist. Er fragt nicht nach Dogmen, er hält sich ans Gefühl. Es ist ihm ausgemacht, daß es keinen Unglauben an Gott gibt; denn wer an sein eigenes Dasein glaubt, glaubt damit auch an Gott. „Wenn ich den Namen Gott brauche, so verstehe ich darunter die geheimnisvolle Kraft, die im Weltall sich offenbart und die auch im winzigsten Atom des wunderbaren Ganzen gegenwärtig ist.“ Einen Gott aber, der „irgendwo außerhalb und überhalb des Weltalls“ wohnte, vermag er sich nicht vorzustellen. Sein Gott ist nun eine Art Künstler, der das Bedürfnis hat, Gestalten zu formen, an denen er sein eigenes Wesen selbst erblicken kann. Das sind wir, Menschen und Tiere und Pflanzen und Steine und Sterne und alles, was ist. „Der ganze kosmische Prozeß ist eine lange Inkarnation, ein Auf-erstehen des Göttlichen, das wieder in sich selbst zurückkehrt.“ Solange das Geschöpf aber vom Schöpfer, das Werk von seinem Künstler abgetrennt ist, fühlt es sich zugleich als des Schöpfers Wesen und es fühlt sich abgetrennt, es fühlt sich als etwas für sich. Jenes nennt Campbell das Gefühl der Liebe, dieses das Gefühl der Sünde. „Sünde geht auf das Selbst, Liebe auf das All: Sünde ist selbstwärts, Liebe ist allwärts gerichtet.“ Die Lehre vom Sündenfall besagt nichts, als daß jedes Geschöpf begrenzt, daß es ein in sich abgeschlossener Teil ist, der sich zum Ganzen zurücksehnt. „Wenn ich die Zusammensetzung eines gewöhnlichen weißen Lichtstrahls erkennen will, so nehme ich ein Prisma und breche den Strahl in seine einzelnen Komponenten. Dies hat Gott in der Schöpfung getan. Unser gegenwärtiges Bewußtsein über unser Sein und unsere begrenzte Welt-erkenntnis kann mit Recht als ein «Fall» bezeichnet werden; denn wir kommen her von der Unendlichkeit und werden wiederum zuletzt in die unendliche Vollkommenheit zurückkehren. Damit will ich nicht sagen, daß unser gegenwärtiges Bewußtsein ewig ist, ich behaupte nur, daß unser wahres Wesen ewig mit dem Wesen Gottes eins ist, und daß eine Trennung von der völligen Erkenntnis dieser Wahrheit gleichbedeutend ist mit einem Fall, aber dieser Fall trägt kein Unglück verheißendes Omen in sich, vielmehr ist sein Zweck segensreich und bietet keinen Grund zur Trauer, es sei denn über die Schwerfälligkeit, mit der wir uns mit dem Sinn und Zweck des ganzen Weltalls in Einklang bringen.“

Alles ist Gott. Gott ist in allem. Auch der Mensch ist göttlich. „Wir müssen uns von dem Dualismus freimachen, der darauf bestehen will, Menschheit und Gottheit in zwei verschiedene Kategorien zu trennen.“ Gott und Mensch sind eins. „Jesus war Gott — wir sind es auch.“ Jesus kam, „um uns zu zeigen, was wir im Keim (potential) sind,“ was aus jedem Menschen werden kann. Jeder kann es, der die Selbstsucht durchbricht. Diese Kraft zur Überwindung der Selbstsucht nennen wir Erlösung. Alle Menschen glauben an Erlösung. Mitten in Erlösung leben wir, überall umgibt uns Erlösung. „Gehe in irgendein Haus, wo der Geist selbstopfernder Liebe sich bemüht, die Not zu stillen oder einen Schuldigen zu retten, und du siehst die Erlösung. Folge dem Mädchen der Heilsarmee und höre ihr zu, wie sie einem dem Trunk ergebenen Mann und Vater zuredet, daß

er seine seelenverderbende Gewohnheit aufgebe, die für Weib und Kind ein Fluch ist, und du siehst die Erlösung. Gehe mit J. Keir Hardie ins Unterhaus und höre, wie er Gerechtigkeit fordert für die Volksklassen, und du siehst die Erlösung. Lausche dem Gebet der Mutterliebe für ihren irtenden, unsteten Sohn, und du siehst die Erlösung. Sieh, wie der ergraute, alte Vater langmütig und geduldig die selbstsüchtige, heißblütige Jugend entschuldigt oder seine in schwerer Arbeit erworbenen Besitztümer aufgibt, um die Schulden des Spielers zu bezahlen und den Familiennamen rein zu erhalten, und du siehst die Erlösung. Nichts kann das Menschenherz so tief rühren. Die Inspiration für alle großen Taten der Geschichte ging aus ihr hervor, all die kleinen Heldentaten des Alltagslebens sind Ausdrucksformen von ihr. Es gibt in uns nicht einen einzigen Gedanken und eine Betätigung, die nicht in Beziehung mit ihr ständen. Entweder leben wir für uns als Einzel- und Sonderwesen oder wir leben für das Ganze. Im ersteren Fall sind wir Diener der Sünde, im anderen Fall haben unsere Leben schon Teil an der Erlösung.“

Als Jesus unter den Juden erschien, erwarteten sie das Reich Gottes. Dies war ein nationales und ein wirtschaftliches Ideal, der römische Herr sollte vertrieben, in das befreite Land Wohlstand und Friede gebracht, Israel dadurch zur Herrschaft über die Welt geführt werden. Auch dem Johannes war das Reich Gottes ein irdisches Reich. Und auch den Aposteln. „Es ist eine wichtige Tatsache, die meines Erachtens nach nicht allgemein anerkannt wird, daß die ersten Christen genau dieselben Ideen vom Reich Gottes hatten wie die Juden . . . Die Apostel und ihre Anhänger glaubten, wie die Juden, an die plötzliche Gründung eines idealen Gemeinwesens auf Erden. In diesem Sinn legten sie auch die Bitte des Vaterunfers aus: Dein Reich komme, dein Wille geschehe im Himmel, also auch auf Erden . . . Die Christen unterschieden sich von den Juden nicht durch ihre Anschauung über das Reich Gottes, sondern durch die größere, moralische Innerlichkeit und Stärke und Begeisterung, ferner durch ihre feste Ueberzeugung, daß Jesus Christus das auserwählte Werkzeug Gottes war, der dieses Reich gründen sollte, und endlich durch den Glauben, er werde binnen kurzem wiederkommen und das Reich verwirklichen. Jeder vorurteilsfreie Leser des Neuen Testaments kann sich davon überzeugen, daß die ersten Christen in stündlicher Erwartung der Erfüllung dieser Hoffnung lebten. Natürlich glaubten sie auch, daß der Meister immer noch geistig gegenwärtig sei, aber der Gedanke an ein äußeres zweites Wiederkommen und an die feierliche Eröffnung eines Reiches der Rechtschaffenheit und des universellen Friedens, der Verwirklichung einer schönen Welt, etwa ähnlich der Utopie des H. G. Wells — dieser Gedanke beherrschte fast völlig ihren Geist. Auch war dies nicht vollständig eine Illusion, denn in diesem Fall würde das Christentum bald untergegangen sein. Aber ganz im Gegenteil, es lebte, gedieh und wuchs auf Grund der großen Wahrheit, die sich in dem Glauben barg, der Wahrheit, daß der Geist Christi im menschlichen Herzen wirke und so allmählich dieses ideale Reich Gottes in unserer Mitte gründen werde.“

Dies hat Jesus gemeint, als er die Kirche schuf. Die Kirche soll das Reich Gottes auf Erden verwirklichen, „durch das Predigen und Leben der brüderlichen Liebesgemeinschaft“. Dies allein ist ihr freilich immer wieder verleugneter und verlorener Sinn. „Die wahre Kirche Christi besteht in jedem Zeitalter, aus denen und nur aus denen, die wie ihr Meister danach streben, die Welt besser und glücklicher und Gott würdiger zu machen. Das Wort «Kirche» ist vielen so verhaßt geworden infolge seiner Vermischung mit anderen, niederen Idealen, daß ich oft wünsche, man könnte sich dieses Namens entledigen und ihn durch einen anderen, der vollkommen und klar das Ziel des Strebens Jesu ausdrückt, ersetzen. Ich behaupte, daß die Kirche nichts damit zu tun hat, die Menschen auf die kommende Welt vorzubereiten. Man bereitet am besten den Menschen auf die nächste Welt vor, wenn man ihn dazu bewegt, in dieser Welt recht-schaffen und wahr zu leben. Die Kirche existiert, um aus der Welt ein »Reich Gottes« zu machen und sie mit göttlicher Liebe zu erfüllen. Es kann kein größerer Irrtum begangen werden, als die Kirche Jesu nach den priesterlichen Streitigkeiten, den Sekten oder gar dem Psalmsingen oder frommen Reden einzuschätzen und zu werten. Forche nach dem Wirken des Jesus-Geistes, und du hast die christliche Kirche gefunden.“

Aber die heutigen Kirchen erfüllen ihr Amt nicht. Wenn sie sich ernstlich bemühen, dem christlichen Ideal der Lebensführung nachzukommen, so müßten sie mitwirken, das soziale System, in dem wir leben, umzuschaffen, denn in diesem sozialen System ist es unmöglich, nach dem christlichen Ideal zu leben. „Das einzige Heilmittel ist eine neue soziale Organisation auf christlicher Grundlage ... Unsere Aufgabe besteht darin, die Wirklichkeit nach dem christlichen Ideal umzugestalten, und um das zu erreichen, müssen wir das soziale System, das die Selbstsucht zum Grundsatz und zur Regel macht, das den Menschen zwingt, aus niederen Motiven zu handeln, vernichten durch Umwandlung in ein besseres. Wir müssen ein soziales Gemeinwesen schaffen, in welchem ein Mensch sein Edelstes ausdrücken und sein Bestes der Gesamtheit widmen kann, ohne einen Mitmenschen zu unterdrücken oder zu vernichten. Mit einem Wort, wir müssen den Kollektivismus an Stelle der Konkurrenz setzen und auf Erden das Reich Gottes verwirklichen.“ Das ist es, was Campbell die neue Theologie nennt. Sie ist die Theologie des Kollektivismus. „Sie ist ein Vorbote und ein Anzeichen (Symptom) eines großen religiösen Erwachens, welches am Ende die Zivilisationen wieder mit einem lebendigen Glauben an Gott begeistern und mit der geistigen Bedeutung des Lebens erfüllen wird.“

Sterben heißt nur an stiller Küste landen,  
Wo Stürme nicht mehr weh'n, noch Wogen branden.  
Vorüber ist's, noch eh' wir es empfanden.

Thomas Carlyle.

## Bertold Viertel / Ein Todesfall.

Der Student Anton Haffinger geht nach Hause. Es ist 1 Uhr nachts. Er war in seinem Stammcafé gewesen, hatte seine obligaten Schachpartien durchgekämpft und die neuen medizinischen Zeitschriften angesehen.

Am einer Ecke stand ein Frauenzimmer. Es trat mit einigen schleppenden Schritten an die Seite des Passanten, ging sofort mit und fragte leise, indem es die Hand leicht unter seinen Arm schob: „Kommst du zu mir?“ Haffinger betrachtet die Frau von der Seite. Sie hält ihm ihr lächelndes Gesicht zugewandt und macht bittende Augen. Sie ist hübsch oder vielmehr wirklich sympathisch. Ihr Gesicht ist voll und von klarem Teint. Eine Blondine mit blauen, gutmütigen Augen. Wenn sie lächelt, erscheinen Grübchen in ihren Wangen. Sie sieht gar nicht verlebt oder verkommen aus. Nein, durchaus bürgerlich. Wie eine junge Frau, mit beginnender Fülle. Groß, aufrechten Ganges und doch mit weichen, abgerundeten Bewegungen. Auch ihre Kleidung wirkt gut bürgerlich.

Eine hübsche Person! Haffinger fühlte sich angenehm beunruhigt. Wie er „Ja“ sagt, schämt er sich, daß seine Stimme heiser und versagend klingt. Er hätte in dieser Sekunde keinen Satz herausgebracht.

Er ärgerte sich über seine Schwäche. Die kam von der Enthalt-samkeit. Und die wieder kam von der Armut. Er mußte sich knapp halten. Sein Lieblingstraum, der Traum eines bescheidenen Menschen, war ein dauerndes Verhältnis, etwa mit einer Comptoiristin. Aber dergleichen ist zu teuer für ihn. Die Liebe kostet.

Jedenfalls durfte man sich nicht wie ein Gymnasiast benehmen, dem schwindelt, wenn er seinem Mädchen den Arm bieten soll. Haltung, auch wenn dir niemand zusieht, auch wenn solch eine Person die einzige Zeugin ist. „Wie kommt es, daß ich Ihnen noch nie begegnet bin?“ fragt er mit forciert ruhiger Stimme. „Ich gehe doch täglich diesen Weg.“ „Aber ich nicht“, antwortet das Mädchen. „Ich pflege sonst in die Innere Stadt zu gehen, dort ist ein Kaffeehaus, wo ich meine Herren treffe. Nur heute ...“ Sie schweigt, mitten im Satz. Aber sie lächelt noch immer. Haffinger fühlt, wie dieses Lächeln leise sein Gefühl erwärmt.

Sie gehen jetzt schweigend, aber sehr rasch. Haffinger gibt das Tempo an, er beeilt sich sehr und zieht das Mädchen förmlich mit. Es ist gegen seinen Willen, daß er so rasch geht, er glaubt ohnehin zu bremsen, aber instinktiv treiben ihn die Ungeduld, die heimlich in ihm fiebernde Begierde.

Es ist übrigens gar nicht weit. Ein Haus in einer der nächsten Nebengassen. Das Mädchen läutet an. Sie geht voran, während Haffinger das Wachslicht trägt. Sie reicht ihm die Hand, um ihn über die fremden Stufen zu führen. Diese Gebärde, wie das Mädchen, während es hinaufsteigt, die Hand nach rückwärts streckt, um ihn zu leiten, rührt den Studenten irgendwie. Während er diese volle, warme Hand umfaßt hält und ins Dunkel und Schweigen emporsteigt, klopft sein Herz schneller.